

Zeitschrift: Publikationen der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft.
Serie 2 = Publications de la Société Suisse de Musicologie. Série 2

Herausgeber: Schweizerische Musikforschende Gesellschaft

Band: 26 (1974)

Artikel: Kirchenlied? : Versuch einer Analyse

Autor: Bornefeld, Helmut

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Helmut Bornefeld, Heidenheim

Kirchenlied?

Versuch einer Analyse

Das Thema meines Vortrags lautete ursprünglich «Gemeindegesang?» Im Lauf der Arbeit zeigte sich aber, daß das wichtigen Grundsatzfragen zu wenig Raum ließ, und so gab ich dem Ganzen in Bern – zumal mir völlige Freiheit zugesagt war – die Überschrift «Gemeindelied?» Bei der Endredaktion, die noch viele Verbesserungen und Ergänzungen brachte, schien mir auch das zu eng, und so tragen diese Ausführungen jetzt den Titel «Kirchenlied?», der meiner sehr grundsätzlichen Fragestellung mehr entspricht. –

Eine Antwort auf die Frage, was «Kirchenlied» eigentlich sei, läßt sich nur finden, wenn man zunächst festzustellen versucht, was es *nicht* ist. Damit stehen wir auch hier – wie auf so vielen kirchlichen Gebieten – vor einem Problem der Entmythologisierung. Der Schrecken, den dieses Wort bei frommen Gemütern auszulösen pflegt, wird sich vielleicht etwas mildern, wenn wir bei diesem Begriff kurz verweilen.

1.

Alle Urfragen des Menschseins – also Geburt und Tod, Schöpfung und Weltende, Geschlecht, Liebe und Haß – finden in Mythen ihren Niederschlag, oft verbunden mit fernsten, zweifellos aber echten Erinnerungen an bestimmte Zeitalter samt deren Fauna und Flora, an Paradiese und deren Untergang in Flut- oder Vulkankatastrophen, an bestimmte Kulturstufen und Sozialordnungen. Orpheus' wandernde Bäume sind die am Ende der letzten Eiszeit wieder nach Norden vorrückende Baumgrenze; der Siegeszug des Bacchus ist die Ausbreitung des Weinbaus im Mittelmeerraum; Kain und Abel sind die uralte – und in gewissen Räumen heute noch bestehende – Rivalität von Ackerbau und Viehzucht. Unser Donnerstag ist noch heute der Tag des Donar, so wie der Freitag derjenige der Liebesgöttin Freya und Ostern das Fest der Frühlingsgöttin Ostara ist.

Es bedarf keines Hinweises, daß Theogonie und Theologie – also die Werdung und Deutung der Götter – ein Urthema aller Mythologie sind. Von der Eiszeit bis in unsere Gegenwart herein gab es immer wieder Mythen, die das Zueinander von Göttern, Welt und Mensch genetisch-spekulativ zu erhellen suchten. Mythologie hat aber auch eine mehr psychologische Funktion in dem Versuch, die archaisch-atavistischen Schichten des Psychischen symbolhaft zu bewältigen. Die Mythologien sind gewissermaßen die Träume der Menschheit und spielen hier eine ähnliche

Rolle wie der Traum im psychosomatischen Leben des Einzelnen; eine durchaus legitime Rolle also. Entmythologisierung hat deshalb gar nicht den Sinn, gegen den Mythos als solchen sich zu wenden. (Das wäre so vergeblich und schädlich, wie dem Menschen das Träumen verbieten zu wollen.) Aber sie hat eine Aufgabe der Topographie, der Ortsbestimmung, der Flurbereinigung: nämlich die Grenzmarken zu suchen oder zu setzen, an denen das bisher gleichsam vom Mythos Verwaltete an die Verantwortlichkeit der Ratio, der Aufklärung anstößt. Da die Grenzen des Erkennens aber dauernd sich erweitern, müssen notwendigerweise immer wieder gewisse Gebiete bereinigt werden. Entmythologisierung ist also eine vollkommen legale Form geistiger Entfaltung, und sich grundsätzlich gegen sie zu wenden wäre genau so unsinnig, wie etwa mittelalterliche Zunftordnungen gegen moderne Arbeitsprozesse ausspielen zu wollen. Der Mythos von Sisyphus ist gleichsam ein Selbstporträt des Mythologischen: in endloser Bemühung wird versucht, die Aufgabe der Seinserhellung zu bewältigen; aber jedesmal, wenn sie bewältigt erscheint, entgleitet das Erreichte in die Tiefe, und die Mühsal beginnt an anderer Stelle von neuem.

Wir sollten nicht vergessen, daß der Mythos für den antiken und mittelalterlichen Menschen eine völlig andere Funktion hatte als für uns. Das grenzenlose Betätigungsfeld, das die Neuzeit dem Menschegeist in den exakten Naturwissenschaften eröffnete, war jenen Zeiten noch verschlossen. Selbstverständlich gab es eine Menge «potentieller Intelligenz», aber ihr standen, modern gesprochen, viel zu wenige «Arbeitsplätze» gegenüber. Es braucht uns also nicht zu wundern, wenn man auch solche Probleme, die nur rational lösbar sind, vom Mythischen her zu bewältigen suchte und dabei auf phantastische Spekulationen und Definitionen, auf die absonderlichsten Ersatzhandlungen, Rechthabereien und Haarspaltereien verfiel.

Schwierig wird es immer dann, wenn ein spekulativ-mythisierendes Denken dieser Art dogmatisiert wird und damit dann eine über seine Zeit und Umwelt hinausreichende Gültigkeit beansprucht. Die Kirchengeschichte selber ist ein einziges Auf und Ab solcher Setzungen und Gegensetzungen, wobei dann nur zu oft die alten Spekulationen «im Namen der Wahrheit» durch zwar neue, aber keineswegs glaubhaftere ersetzt wurden. Wenn ich im Lauf meiner Ausführungen mit einer solchen oder anderen «Wahrheit» in Konflikt geraten sollte, so hoffe ich, daß das kein Grund ist, diese Gedanken *nicht* zu äußern! Nach dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland hat jeder Bürger das Recht der freien Meinungsäußerung, und es steht nirgends, daß die Meinung des Einzelnen derjenigen der Mehrheit zu entsprechen habe. Wenn also eine der Mehrheit nicht entsprechende Meinung auch «unerwünscht» sein sollte, so braucht sie deshalb noch lange nicht illegal zu sein! Auch früher schon war bei den meisten Ketzerverbrennungen nicht der Ketzer, sondern die Verbrennung das Illegale! Für eine künstlerische Wahrheitsfindung – und um eine solche sollte es sich hier doch wohl handeln – dürfen traditionelle Präpositionen heute so wenig tabu sein wie für eine wissenschaftliche. Im übrigen spreche ich hier nicht in einer polemischen oder aggressiven Absicht, sondern ganz einfach deshalb, weil ich darum gebeten wurde. –

Vielleicht ist hier noch einzufügen, daß es sich für mich persönlich beim Kirchenlied in erster Linie um einen kreativen und nicht etwa um den historischen Bezug handelte. Ich habe 25 Jahre meines Lebens auf das «Choralwerk» verwendet, das mehr als 1500 Seiten Musik (für Stimmen, Instrumente und Orgel) ausschließlich dem Kirchenlied widmet. (Hierauf werde ich hernach nochmals kurz zu sprechen kommen.) Jedenfalls hätte ich das «Choralwerk» und auch diesen Vortrag wohl kaum niedergeschrieben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß im Kirchenlied bedeutende geistige und geistliche Werte verkörpert sind. –

Innerhalb des geistigen Geschehens unserer Zeit ist die Musik nur ein kleiner Sektor, und in diesem hinwiederum stellt die Kirchenmusik nur ein kleines und das deutschsprachige Kirchenlied nur noch ein winziges Teilgebiet dar. Es dürfte also gut sein, wenn wir uns der relativen Unwichtigkeit unseres Gegenstandes bewußt bleiben. Das ändert allerdings nichts daran, daß – wie auf andern Gebieten auch – die so dringend nötige Ordnung im Großen immer nur insoweit gefunden werden kann, wie sie im Kleinen angesteuert und verwirklicht wird.

2.

Das Kirchenlied ist eine Dreieinigkeit von Theologie, Sprache und Musik, wobei die theologische Komponente zweifellos die dominierende ist. Wenn man diese Trias einigermaßen objektiv zu begreifen sucht, dann ist man in jeder Hinsicht mit der gesamten Problematik dieses Gegenstandes konfrontiert. Als Nichttheologe kann es mir selbstverständlich nicht um eine wissenschaftliche Erhellung unseres Themas gehen (ganz abgesehen davon, daß das den Rahmen dieses Vortrags sprengen würde). Aber ich möchte immerhin einen gewissen Einblick geben in die Gedanken eines Komponisten, der sich Rechenschaft zu geben versucht über Wesen, Herkunft und Zukunft eines Materials, das – von seinem eigenen Schaffen ganz abgesehen – bis in die Gegenwart herein sich als so enorm fruchtbar erwiesen hat. Allerdings möchte ich auch sagen, daß die Theologen an meinen Fragestellungen nicht ganz unschuldig sind. Als Organist habe ich unter fünf Dekanen, einem Dutzend Pfarrern und zahllosen Vikaren in 35 Jahren etwa 4000 Predigten gehört; aber gerade über jene Grundsatzfragen, die mich so ungemein brennend interessiert hätten, wurde in all dieser Zeit auch nicht ein einziges Mal gesprochen. Es scheint ein ungeschriebenes (oder vielleicht auch geschriebenes?) Gesetz zu geben, nach dem Laien mit solchen Fragen nicht in nähere Berührung kommen sollen. Jedenfalls muß ich gestehen, daß diese kirchliche Verschweigungstaktik meine Wißbegier und mein Linksdenken ganz erheblich angestachelt haben, und es blieb mir dann nichts übrig, als meinen Bedarf aus andern Quellen zu befriedigen. In dem Sinne also, wie nach Goethe auch ein Komödiant einen Pfarrer lehren kann, möchte ich auf die drei Bestandteile des Themas eingehen, nämlich auf «Kirche», auf «Lied» und auf das Fragezeichen. Ohne einige geschichtliche Reminiszenzen werden wir nicht auskommen.

Bei allen Divergenzen, die schon im Urchristentum selber sichtbar werden, kann man doch sagen, daß es sich im wesentlichen als eine in der Nachfolge Jesu und in der Erwartung seiner Wiederkunft stehende Liebesgemeinschaft empfand. Unter diesen Vorzeichen blieben die Fragen einer einheitlichen Organisation und Lehre, und erst recht alle diejenigen einer sozialen, kulturellen oder gar politischen Installation völlig nebensächlich.

Wenn man demgegenüber nun die Wandlungen verfolgt, die im 2. und 3. Jahrhundert allmählich sich ereigneten, so läßt sich leicht feststellen, daß das keineswegs nur oberflächliche *Formänderungen* waren, sondern daß mit den Formen auch die Inhalte grundlegend sich wandelten. Das Amt des «Bischofs» zum Beispiel war in der Urgemeinde mehr auf soziale Funktionen ausgerichtet und war deshalb andern Ämtern (wie etwa «Apostel» und «Lehrer») bei rein demokratischer Organisation deutlich untergeordnet. Aber schon am Ende des 2. Jahrhunderts forderten manche Bischöfe die gesamte Lehr- und Ordnungsgewalt und schufen damit die Grundlagen zu Klerikalisierung und Gemeindeentmündigung. An die Stelle der definitiv enttäuschten Enderwartung trat die ganz bewußte Installation im Jetzt und Heute, also die Institution, und es braucht kaum vermerkt zu werden, daß Bischofswahlen unter solchen Vorzeichen immer mehr und immer wieder zu reinen Machtfragen wurden. In Caesarea kam es sogar vor, daß man auf einen noch gar nicht getauften Bürger als Bischof verfiel, weil man über die getauften Bewerber nicht sich einigen konnte. Und bei einer Bischofswahl im Rom des Jahres 366 blieben gar 137 Leichen auf der Strecke.

Durch die ökonomischen Funktionen des Bischofsamtes wurde auch das Verhältnis zu Wohlstand und Besitz allmählich auf eine ganz andere Ebene geschoben. Waren diese Dinge der Urgemeinde gleichgültig oder suspekt gewesen, so suchte man jetzt aus naheliegenden Gründen Kontakte zu vermögenden Schichten und veränderte damit die ursprüngliche Struktur ganz grundlegend, zumal die bischöflichen Synoden und Konzile in allen theologischen und organisatorischen Fragen letzte Instanz waren. Im 4. Jahrhundert war das Bischofsamt bereits an gehobene Abstammungs- und Vermögensverhältnisse gebunden, und bei entsprechenden Voraussetzungen konnte man (wie es tatsächlich vorkam) schon 8 Tage nach der Taufe Bischof sein. (Diese Bindung an die Notabilität blieb dann auch im späteren Papsttum bis in die Gegenwart herein erhalten. Noch das römische Konkordat von 1929 hält ausdrücklich fest, daß italienische Kardinäle «die den Prinzen von Geblüt zustehenden Ehren» beanspruchen können.)

Diese Entwicklung – hier nur an einem einzigen Punkt angedeutet – hat sich auf den übrigen Gebieten der Lehre, des Dogmas, des Rechts, der Verwaltung, Organisation usw. in genau entsprechender Weise vollzogen. Je mehr die neue Macht sich etablierte, desto mehr nahm sie wieder jene jüdischen und römischen Züge an, gegen die das Urchristentum so eindeutig sich gewandt hatte. Die entscheidende Schwelle auf diesem Weg ist aber zweifellos jener Bund von Thron und Altar, wie er durch Konstantin geschaffen wurde: damit, daß die bis dahin nebensächlich-unbeachtete (mitunter auch leidende) Kirche zu einer *herrschenden* wurde, war die prinzipielle Verkehrung des ursprünglichen Auftrags in sein Gegenteil vollzo-

gen! Und wenn Konstantin (unter rein machtpolitischen Gesichtspunkten natürlich) auch theologische Direktiven gab – obwohl er selber offiziell gar nicht Christ war und erst kurz vor seinem Tode getauft wurde (!) –, so bedeutet das die definitive Liquidation des Urchristentums durch die Institution.

Biologisch gesprochen könnte man sagen: Institution ist nicht Urchristentum plus einigen (guten oder schlechten) «erworbenen Eigenschaften» (die wieder eliminiert werden können), sondern sie bedeutet den Mutationssprung zu einer «neuen» Spezies mit ihrer eigenen, nicht mehr umkehrbaren Erbmasse. Wenn erst einmal das Kerygmatische zu Dogma, das Charismatische zu Hierarchie, das Pneumatische zu Scholastik geworden ist, dann sind das Transfigurationen, Petrifizierungen, aus denen es – als aus irreversiblen Prozessen – kein Zurück mehr geben kann.

Das beste Beispiel hierzu ist die Reformation. Zweifellos hat sie in theologischer, dogmatischer, liturgischer und soziologischer Hinsicht viele neue Akzente gesetzt, aber das Prinzip des Institutionellen an sich – nämlich die Mutation der Idee zu Ideologie – konnte sie an keiner einzigen Stelle durchbrechen oder gar aufheben! Und wenn Luther sagt «Erhalt uns, Herr bei deinem Wort, und steur des Papsts und Türken Mord», so läßt das nicht nur über des Papstes, sondern auch über Luthers feldmarschmäßige Ausrüstung keinen Zweifel.

Ein tragisches Beispiel solcher Auseinandersetzungen, wie sie Europa jahrhundertlang erschütterten, sehen wir im heutigen Nordirland, das ja in der Tat wie ein posthumes Relikt des Dreißigjährigen Krieges anmutet. Man müßte endlich sehen lernen, daß jeder Appell an einen «christlichen Kern» des Konfessionellen gerade *deshalb* ins Leere geht, weil ja eben diese Kernidee zu Ideologie geworden ist! Es wird also nicht der Terror zu brechen sein, sondern der Terror würde *dann* erlöschen, wenn die Ideologie eines Institutionalismus erlösche, der des Terrors bedarf! Wenn bei uns heute die Konfessionen in relativem Frieden leben, so ist auch das keineswegs – wie die Kirchen sich zu schmeicheln scheinen – «eine Frucht des Geistes»; es ist vielmehr ein Friede, den die Aufklärung gegen die Konfessionen erzwang, indem sie das Wesen solcher «Glaubens»-Kriege durchschaubar und *damit* gegenstandslos machte. Je gründlicher das Konfessionelle dem Bürgerlich-Neutralen und -Liberalen integriert wird, desto besser kommen die Leute miteinander aus!

Dieser historische Exkurs schien mir nötig, um den heute so diffusen Begriff «Kirche» und «Gemeinde» etwas zutreffender benutzen zu können. Da die Taufe auch heute noch über die Zugehörigkeit zur Kirche entscheidet, läßt an ihr die tatsächliche Struktur wohl am besten sich ablesen. –

Jeder denkende Laie (und erst recht jeder Theologe) weiß, daß die meisten Sakralbegriffe zu den Urgedanken der Menschheit gehören. Termini wie Priester- und Mönchstum, Opfer und Kulthandlungen, Tauf-, Beschneidungs-, Reinigungs- und Einweihungszeremonien, Rituale und Liturgien kommen in verschiedenster Form in den Religionen aller Zeiten vor. Darauf hinzuweisen wäre überflüssig, würden diese «humanen Dimensionen» in der kirchlichen Praxis nicht immer wieder verzeichnet und verfälscht.

Wenn die Taufe schon immer verstanden wurde als Aufnahme in einen religiösen Liebes- und Gemeinschaftsbund, so ist das also eine *humane* Funktion des Begriffs, die mit einer christlichen Sinngebung an sich noch nichts zu tun hat. Es war durchaus legitim, wenn das Urchristentum diesen Taufgedanken übernahm und als Besiegelung einer persönlichen Willensentscheidung für seine Sache verstand. Wenn dieser Akt aber im Zug der Institutionalisierung immer mehr in ein infantiles oder pubertäres Stadium verlegt wurde, so wandelte damit der ursprüngliche Sinn auch hier sich in sein genaues Gegenteil: aus der persönlichen Entscheidung *für eine Sache* wurde die kollektive Vereinnahmung *durch ein System*. Religiöse, moralische und juristische Entscheidungen also, deren Tragweite selbst der erwachsene Mensch kaum abzuschätzen vermöchte, werden zwangshaft präjudiziert; das Existentielle wird durchs Ritual ersetzt, das Bewußtsein durchs Symbol, und so «entsteht» dann «Gemeinde» als Zufallsprodukt einer administrativen Automatik, nach Menge, Geschlecht, Alter und Sozialstatus (ohne auch nur das mindeste Zutun der Betroffenen) aus dem Geburtenregister des Standesamtes bereits komplett ablesbar.

Die Kirchen scheinen selber zu spüren, daß man etwas auf diese Weise Zustandegekommenes nicht gut als «Gemeinde» bezeichnen kann. Deshalb wird dann der Versuch gemacht, die Betroffenen nachträglich im bis dahin Unbegriffenen zu «konfirmieren». Aber auch dieser Akt verbleibt – als eine Art religiöser Mannbarkeitsritus – im pubertären Bereich und hat damit zwar für die Institution eine juristische, für die Person selber aber (in einer erdrückenden Überzahl der Fälle) nur noch dekorative Bedeutung.

Ich weiß natürlich so gut wie jeder andere, daß die Kirchen aus einer solchen Übermacht der Institution, aus dieser Last des Erbes nicht einfach ausbrechen können. Aber darum geht es auch nicht; das Erbe muß nur exakt definiert werden: seit der konstantinischen «Mutation» liegt das Genotypische – das heißt also das die gesamte Erbmasse Prägende – nicht mehr beim Urchristentum oder gar bei der Person Jesu, sondern bei der Institution als Verwandlung von Kultus in Kultur, in die «christliche Kultur des Abendlandes».

Die Botschaft Jesu und das, was in der Institution Kirche daraus wurde, scheint mir in einem ähnlichen Verhältnis zu stehen wie Sonnenlicht und Mondlicht: auch das Licht des Mondes ist zweifellos Licht der Sonne, aber eben reflektiert, gebrochen und – wie man heute sagen würde – umfunktioniert; dasselbe Licht zwar, und doch ohne alle die lebenspendenden und lebenserhaltenden Kräfte des «originalen» Lichtes, denn mit dem Licht des Mondes als einziger Quelle hätten auf der Erde weder die Voraussetzungen des Lebens noch das Leben selber je entstehen können. In diesem Bild gesprochen mag manches an der Institution Vollmond, anderes nur Halbmond sein; mit Sicherheit aber ist vieles Neumond, das heißt eine Phase, in der überhaupt nichts mehr reflektiert wird. Eines jedenfalls kann die Institution nie mehr sein und niemals mehr werden, nämlich «die güldene Sonne voll Freude und Wonne»!

Im Neuen Testament sprechen nur verhältnismäßig wenige Stellen (wie etwa Kol. 3,16) von geistlichem Singen. Wenn man nun Fragen des Kirchenliedes im allgemeinen in diesen Andeutungen zu verankern sucht, so ist dagegen subjektiv (das heißt im Hinblick auf den persönlichen Impuls solchen Singens) nichts einzuwenden. Aus dem bisher Gesagten dürfte aber klar geworden sein, daß eine solche Legitimation – auf die heutigen Bezüge des Kirchenliedes angewandt – eine doch wohl unerlaubte Vereinfachung darstellen würde. Der urchristliche und der heutige Begriff von «Kirche» und «Gemeinde» ist, wie ich anzudeuten suchte, durch grundsätzlichs-te Umstrukturierungen getrennt, und dieser genetische Abstand muß selbstverständlich in die liturgische Gleichung aufgenommen werden, so nicht ein völlig verzeichnetes Resultat entstehen soll.

Ich sagte oben, daß das Kirchenlied eine Trias von Theologie, Sprache und Musik unter theologischer Dominanz darstelle. An einem konkreten Beispiel möchte ich nun in einer Art genetischem Längsschnitt zu zeigen versuchen, wie diese Erb- und Umweltfaktoren in einem solchen Gebilde etwa gelagert sind; ich meine das Lutherlied «Wir glauben all an einen Gott» (EKG 132), ein Stück also, das in jeder Hinsicht zur oberen Wertkategorie gehört. Zur Genetik seiner ideellen, sprachlichen und musikalischen Substanz wäre etwa folgendes zu sagen:

1. Die Idee einer Trinität war in der gesamten vorchristlichen Welt weit verbreitet; von Gallien bis Indien gab es eine ganze Reihe der verschiedensten Götter-Trinitäten.

2. Sowohl für Jesus selber wie für seine Umgebung und die Urgemeinde war eine göttliche Trinität allein schon deshalb undenkbar, weil sie alle, vom strengsten Monotheismus herkommend, zu jeglichem Polytheismus ihrer Umwelt in unüberbrückbarem Gegensatz standen. Die trinitarisch klingende Stelle Matth. 28,19 ist mit Sicherheit als Zweckfälschung ausgewiesen.

3. Das sogenannte Apostolicum stammt aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, kann also keinen Apostel zum Urheber haben; überdies wechselt sein Wortlaut (bis ins Mittelalter hinein) immer wieder.

4. Die nicänische Formel vom Jahr 325 war Ergebnis des arianischen Streits mit seinem schlechthin unvorstellbaren Auf und Ab an Abstrusität, Intoleranz und Brutalität. Aber auch diese Formel der Wesensgleichheit von Vater und Sohn – die Konstantin übrigens aus rein pragmatischen Gründen gewählt hatte – konnte den Streit nicht beenden.

5. Nachdem schon Konstantin später den Arianern sich wieder genähert hatte, hat sein Sohn Konstantius den (nicänisch gestimmten) Bischöfen im Jahr 359 wieder eine arianische Formel abgepreßt, die aber genau so wenig sich durchsetzen konnte.

6. Erst nach Konstantius' Tod wurde im Jahr 381 unter Theodosius die Trinitätslehre Staatsgesetz, aber auch dieses Dogma fand (bis heute) immer wieder Gegner. (Noch im Jahr 1583 kam in Genf ein Antitrinitarier auf den Scheiterhau-

fen!) In der lateinischen Messe fand das Nicänum erst etwa seit dem Jahr 1000 seinen Platz.

7. Luther konnte aus diesem unheilvollen Erbe des Trinitätsproblems nicht ausbrechen; aber er besaß die theologische, sprachliche und musikalische Potenz, das Credo seinem reformatorischen Begriff von Gemeinde, Gemeindelied und Deutscher Messe völlig zu integrieren.

8. Als Quelle bot sich ein Zwickauer Credolied vom Anfang des 16. Jahrhunderts, das seinerseits auf ein lateinisch-deutsches Credolied einer Breslauer Handschrift vom Beginn des 15. Jahrhunderts zurückging.

9. Inhaltlich akzentuiert Luther bei seiner Umformung zunächst mehr das Nicänische («... der ewig bei dem Vater ist» oder «... Gott mit Vater und dem Sohne»), während sein Schluß mit den Stichworten Vergebung, Auferstehung und ewiges Leben eher wie eine Abbreviatur des Apostolicums anmutet.

10. Musikalisch bringt er (beziehungsweise sein Melodist) seine Sprachform mit dem musikalischen Material der Vorlage zu völliger Kongruenz, so daß hier eines der eindrucksvollsten Gebilde im Bereich des Kirchenliedes überhaupt entstand.

11. Wenn begriffliche Problematik durch Sprachgestaltung in der hier realisierten Weise nicht nur kompensiert, sondern ins Künstlerische überhöht wird, so bedeutet das im Grund die Geburt einer *neuen*, auch enorme säkulare Potenzen umschließenden Größe.

12. Schließlich ist festzustellen, daß das Lied in dieser Form bis in die Gegenwart herein seine gottesdienstliche, figurale und säkulare Aufgabe erfüllen konnte, ohne von seiner Ideen- und Formgewalt irgend etwas einzubüßen. –

Mit diesen Punkten ist die Morphologie eines Liedes (stellvertretend für die ganze Gattung) gleichsam in Siebenmeilenstiefeln durchmessen. Ich will nun versuchen, das in die skizzierten Bezüge einzubringen, um so vielleicht eine genauere Vorstellung von Sinn, Wert und Zukunft des Kirchenliedes zu gewinnen.

Über das Theologische können wir uns nach allem Gesagten kurz fassen. Die Problematik des Trinitarischen braucht uns nicht mehr zu belasten, denn wir sehen jetzt, daß es sich primär um ein geschichtliches, in die institutionelle Erbmasse eingegangenes Problem handelt. Damit und vollends mit der lutherischen Sprach- und Klangform ist es «christliche Kultur» geworden: die Idee gehört zu einem größeren Ganzen wie etwa die Tapete zum Raum; sie ermöglicht immerhin – ob sie nun gefällt oder nicht – ein Zusammenwohnen und bietet damit keinen Anlaß zu weiteren Auseinandersetzungen. Im Gegenteil: die ethische und ästhetische Potenz überragt das Problematische in so hohem Maß, daß man allein um ihretwillen nicht mehr darauf verzichten könnte. Ein Dogma, das von Konstantin bis Nordirland Ströme von Blut und Tränen kostete, ist «Kultur» geworden; man kann in Frieden, ja sogar in Schönheit von Dingen reden, die das Abendland ehemals an den Rand des Untergangs brachten. Man sollte meinen, daß die Kirchen allen Grund hätten, über eine solche im Kirchenlied manifestierte Befriedigung sich zu freuen.

Wenn Luther seine Sprache, wie er selber sagt, «dem Volk aufs Maul schauend» gefunden hat, so ist schon damit Wesentliches ausgesagt, denn eine dieserart «unverschlüsselte» Aussage kann naturgemäß ganz andere Konsequenzen haben als eine klerikale Zunftsprache. Die Sprache hat bei Luther jene (weit über den theologischen Bezug hinausreichende) Autonomie gewonnen, aus der eine «deutsche Literatur» überhaupt erst erwachsen konnte. (Diese Tatsache tritt neben dem Theologen Luther nur deshalb zurück, weil sie so allgegenwärtig ist, daß sie überhaupt nicht mehr bewußt registriert wird.) Als Bert Brecht einmal gefragt wurde, was seine Lieblingslektüre sei, meinte er: «Sie werden lachen, – die Bibel!» Und wenn er in den «Sieben Todsünden» sagt

Der Herr erleuchte unsre Kinder,

daß sie den Weg erkennen, der zum Wohlstand führt...

so ist daran, wie an hundert andern Stellen, nicht nur die Lutherische Prägung, sondern auch die Persiflage des Kirchenbürgerlichen unmittelbar abzulesen. Goethe hat Luthers «Jesaja dem Propheten das geschah» als «barbarisch groß» bezeichnet; damit ist sowohl die archaische Herkunft wie auch die potentielle Zukunft dieser Sprachkraft genau bezeichnet, und in der Tat führt ja auch über Namen wie Paul Gerhardt, Gryphius, Opitz, Klopstock und Claudius eine ziemlich direkte Linie zu dem, was dann in Hölderlin und Goethe als absolut-autonomes Sprachkunstwerk sich darstellt. Große Kunst läßt ihre Zeit dadurch hinter sich, daß sie die Zeit «erfüllt». Luther hat in diesem Sinn seine Zeit, nämlich die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, «erfüllt»: wir empfinden seine Sprache trotz aller Zeitbedingtheit als «bleibend» deshalb, weil sie genetisch gesehen «Kultur» ist. Im Pietismus später verlief es genau umgekehrt: er verfiel einer ebenso umfangreichen wie (von wenigen Ausnahmen abgesehen) belanglosen Reimerei, weil er den im Grund längst autonom gewordenen Bereich des Subjektiven zu «retheologisieren» versuchte. (Selbst ein Johann Sebastian Bach wurde textlich des öfteren von dieser Gefahr gestreift; glücklicherweise hatte er die Möglichkeit einer um so zwingenderen musikalischen Objektivation.)

Auch die Melodik des reformatorischen Kirchenliedes ist in hohem Maß Musik ihrer Zeit, das heißt des beginnenden 16. Jahrhunderts. Es wurde schon oft auf die enge Verwandtschaft von Volkslied und Kirchenlied in diesem Zeitraum hingewiesen. Dabei sollte man allerdings nicht vergessen, daß auch dieses Volkslied keine im folkloristischen Sinn «elementare», sondern eine bereits in hohem Maß kunsthaft bedingte, figurale Größe war. (Man kann auch heute noch beobachten, wie die da und dort noch vorhandenen Reste elementarer Musikkulturen sofort zu welken und abzusterben beginnen, wenn sie mit europäischen Zivilisationsprodukten in Berührung kommen.)

Die abendländische Mehrstimmigkeit hatte zur Zeit Luthers immerhin schon eine fünfhundertjährige Geschichte hinter sich, die in der Polyphonie der großen Niederländer gipfelte, und es versteht sich eigentlich von selbst, daß damit auch das Volkslied bereits eine erhebliche Domestizierung erfahren haben mußte. Die meisten Melodien der reformatorischen Lieder waren entweder Cantus firmus in polyphonen Sätzen oder tragen zumindest den Charakter eines solchen. Das heißt

aber mit andern Worten, daß diese Melodik des Kirchenliedes gar nicht erst «Kultur» zu werden brauchte, sondern es in hohem Maß seit langem schon war. Alle diese «Neuen deutschen Liedlein» (und wie diese Sammlungen sonst alle heißen) eines Ott, Rhaw, Senfl, Forster, Schöffler usw. waren die «Konsummusik» jener bürgerlich-feudalen Gesellschaft, innerhalb der die konfessionellen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts sich abspielten. Ein Rückgriff auf Vor-Institutionelles lag also nicht nur (wie bereits gezeigt) außerhalb jeder theologischen, sondern genau so auch außerhalb jeder stilistischen und gesellschaftlichen Möglichkeit. Das reformatorische Kirchenlied ist (auch wenn es ältere Elemente assimilierte) ein Kind des 16. Jahrhunderts. Und wenn es bis heute seine Gültigkeit behielt, dann nicht, weil es reformatorisch ist, sondern weil es ein Stück jener genotypisch-institutionellen Gesamtkultur darstellt, aus der auch die Reformation nicht ausbrechen konnte. Man braucht ja nur die Vorworte von Cantionalsammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts aufzuschlagen: es wimmelt da geradezu von fürnehmsten, ehrnfesten, hochgelahrten Herren und Beförderern und dero untertänigsten, im Staube um Nachsicht bittenden, allergehorsamsten Dienern. Die perfekte Identität von Kirchen- und Bürgertum kann kaum eindeutiger demonstriert werden.

Das Kirchenlied hat also ein Doppelgesicht: Als eine, wie ich soeben sagte, domestizierte Melodik ist es dem römischen Choral oder gar elementarer Melismatik zweifellos weit unterlegen; andererseits impliziert es mit seiner Cantus firmus-Eignung kunsthaft-polyphone, auf Figuralität und Autonomie zielende Entfaltungen. Die Polyphonie als solche hat ja in der Kirche immer wieder zu lebhaften Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Wort und Ton geführt, die dann regelmäßig mit einer Vermahnung der Polyphonie zu größerer Einfachheit endeten. Demgegenüber erlaubte das Kirchenlied nicht nur Polyphonie, sondern forderte sie geradezu heraus, bot gleichzeitig aber mit seinen Cantus firmus-Eigenschaften auch die Möglichkeit eines gemeindlichen Mitvollzugs, wie sie in dieser Form bis dahin nicht existiert hatte. Es ist leicht einzusehen, daß hierin für die Zukunft der Kirchenmusik ein mächtiger Impuls liegen mußte: als das beginnende 17. Jahrhundert noch die Monodie und die Arie beisteuerte, war der Weg frei zur Großform der Kantate und damit zum grandiosesten aller Cantus firmus-Sätze, zum Eingangschor der Matthäuspassion mit seinem «O Lamm Gottes unschuldig». Und wenn in der evangelischen Kirchenmusik das Figurale bis heute, aller andern Stilentwicklungen ungeachtet, eine vorrangige Rolle behielt, so wurzelt das letztlich in eben dieser Tatsache, daß das Kirchenlied die gemeinsame Basis für Gemeindegesang und Figuralität war und (bis heute wenigstens) blieb. –

Solche Einblicke in die geistige, sprachliche und musikalische Artung des Kirchenliedes zeigen, daß die übliche Standardfassung von ihm als einer quasi neutestamentlich-kanonischen Größe unhaltbar ist. Das Kirchenlied ist ein auf dem Boden der Institution gewachsenes Kulturprodukt, und nur wenn man es in dieser seiner Wahrheit beläßt, kann es frei werden für jene Aufgaben, die es in Kirche und Kultur auch heute noch hat. Damit sind wir beim dritten Teil unseres Themas, nämlich bei dem hinter das Wort «Kirchenlied» gesetzten Fragezeichen.

Die im Kirchenlied schlummernden und aus ihm sich ergebenden Fragen möchte ich in zwei große Gruppen einteilen, nämlich in Sach- und in Tendenzfragen. Wenn ein Arzt einen Filmstar fragt «Haben Sie Kummer?», dann ist das eine Sachfrage mit dem Ziel, einer körperlichen oder seelischen Störung beizukommen. Wird dieselbe Frage aber demselben Star von einem Reporter gestellt, dann ist es eine Tendenzfrage mit dem Ziel, eine guthonoriierte Schlagzeile herauszuschinden; die Frage ist zwar dieselbe, aber die *Motive* der Frage sind grundverschieden. Die Frage des Arztes ist in Freiheit gestellt und ist insofern konstruktiv. Der Reporter aber steht von vornherein unter den Zwängen seines Systems, weshalb auch seine Frage destruktiv und repressiv ist. Und die Schwierigkeit bei unserer Frage «Kirchenlied?» liegt nun ganz einfach darin, daß die Rollen von «Arzt» und «Reporter» vielfach verwechselt werden.

Sachfragen sind in unserem Fall alle diejenigen, die aus den umschriebenen Wesenszügen von Kirche und Kirchenlied sich ergeben; zu den Tendenzfragen hingegen zählt alles, was aus modischer Konsumideologie sich ableitet und von da aus in Kirche und Kirchenmusik hereingetragen wird. Ich will versuchen, auch diese Sach- und Tendenzfragen in unser Bezugssystem einigermaßen zutreffend einzugliedern.

Wie bei Arzt und Reporter sind es also Probleme der Aktualität oder Aktualisierung, von denen Kirche, Kirchenlied und Kirchenmusik heute widerhallen, und es bleibt nur die Frage, was «aktuell» eigentlich bedeute. Krankheit zum Beispiel ist immer «aktuell», und ein funkelnelnagelneues Krankenhaus ist es nicht minder. Wenn nun aber dieses Krankenhaus nicht in Betrieb genommen werden kann, weil selbst unter verlockendsten Bedingungen kein Personal zu finden ist, dann rührt das offensichtlich daher, daß es *noch* Aktuelleres zu geben scheint als Krankheit und Krankenhaus, nämlich die *uralte* Menschheits- und Menschseinsfrage «ob der Mensch dem Menschen hilft»! Ich will damit nur sagen, daß nicht der journalistische, sondern der *humane* Bezug von «Aktualität» der maßgebende zu sein hätte. Inhumanes liegt bereits darin, daß die Sicht auf das Human-Aktuelle rundweg verstellt und verbaut wird durch eine zwar grelle, nichtsdestoweniger aber sekundäre, journalistisch manipulierte Aktualität. Wenn man diese Zweideutigkeit der Vokabel «aktuell» erst einmal durchschaut, ergibt das auch für unsere Fragen neue Akzente.

Das erste, das in der Kirche zu «aktualisieren» wäre, ist jene Predigt, aus der – nach des Paulus' lapidarem Wort – «der Glaube kommt». Ob allerdings auf der Basis einer Institution (gleichsam in Aufhebung eben dieser Institution) «glaubensschaffend» gepredigt werden *kann* und *wie* solche Predigt beschaffen sein müßte: das sind Fragen, die die Theologen unter sich auszumachen haben. Sicher ist, daß Kirchenlied und Kirchenmusik – als ein Stück Kultur verstanden – in diesem Zusammenhang vielleicht reflektierende und interpretierende, keinesfalls aber konzipierende Funktionen haben können. Der einzige Raum, in dem Institution aufge-

hoben sein kann, ist «der Geist des Menschen, der in ihm ist»: hier kann die Ästhetik des Kulturellen machtlos werden vor der Ethik des Existentiellen. Aber gerade *dieser* Raum steht, wenn es um kulturelle Fakten geht, nicht zur Debatte. Zwar können die *Impulse* eines kirchenmusikalischen Tuns in diesem Raum liegen (von dem kein Zweiter etwas weiß!), aber schon die Formwerdung dieser Impulse kann naturgesetzlicherweise nur «Kultur» sein – oder deren Gegenteil, das heißt jene vom Konsum verwüstete Subkultur, von der ich hernach zu sprechen habe.

Von R. A. Schröder stammt der Satz, daß das Kirchenlied lebe von einer «kanonischen Themensetzung und einem Formenschatz, der sich in der unablässigen Wiederaufnahme, Neubearbeitung und Variation bestimmter Themen und Wendungen genügt». Damit ist einerseits die «kulturelle Bedingtheit» des ganzen Komplexes fixiert, denn außerhalb von Kultur wären solche Ostinati überhaupt nicht denkbar; zum andern kommt darin Schröders eigene Zugehörigkeit zu diesem Komplex zum Ausdruck, begründet in der philologischen Universalität seines Dichtertums.

Der Ruf nach dem «neuen Lied» ist also gar nicht so unbedingt legitim, wie man uns glauben machen möchte, weil es nämlich a) nichts Neues zu sagen gibt, sondern höchstens Bekanntes *anders* (und meist schlechter) formuliert werden würde, und weil b) dieses Neue heute, in «unserer» Gegenwart – das heißt also inmitten eines pluralistischen Kulturchaos – weder sprachlich noch musikalisch jene Verbindlichkeit gewinnen könnte, die das «klassische» Kirchenlied aus der Einbettung in *seine* kulturelle «Gegenwart» empfangt.

Niemand wird bestreiten, daß es auch heute Sprachgenies vom Range Luthers geben könne. Aber das vorfindliche Sprachmaterial, die geistigen Sprachimpulse und die Bewußtseinsinhalte haben sich in 300 Jahren «Subjektivismus» so grundlegend umstrukturiert, daß sie für eine «kanonische» (oder gar kirchenbürgerlich-tragbare) Aussage nur durch Regression oder Repression verfügbar werden könnten. (Selbstverständlich aber kann das alles, wie zum Beispiel im Fall Nelly Sachs, für großartige, nur eben völlig subjektive «religiöse Aussagen» durchaus adäquat sein.) Die wesensmäßige Fixierung der Kirche auf bestimmte historische Stufen von Kultur macht sie fürs seitdem Geschehene «sprachlos». Hier liegen die tieferen Gründe für die so viel (und mit oft so oberflächlichen Argumenten) beklagte Unmöglichkeit eines neuen Kirchenliedes.

Das, was man heute «Gemeindegang» nennt, mag in vielen Fällen jammervoll genug sein. Dennoch sollte man nie vergessen, daß es auf einer jahrhundertealten Übereinkunft von Kultus und Kultur, von Sprache und Musik, von Melos und Figuralität, von Kirchentum und Bürgertum beruht und insofern einen hohen (und unterschwellig vielfach wirksamen) Wert darstellt.

Das Wort «neu» ist heutzutage eine Konsumvokabel, die sich zwar immer gut macht, nichtsdestoweniger aber oft mehr vernebelt als verdeutlicht. Auch das klassische Kirchenlied hat seinem Wesen immanente, «neue» und absolut legitime Möglichkeiten, nur werden sie viel zu wenig realisiert. Man hat oft den Eindruck, als ob der Ruf nach dem Progressiv-Neuen geradezu eine Art Ersatzhandlung wäre für das nicht bewältigte Legitim-Neue. So kann zum Beispiel das Gemeindelied

durch neue Vorspiel- und Begleittechniken spürbar aktualisiert, ja geradezu dramatisiert werden dank der ihm innewohnenden Cantus firmus-Qualitäten. Die Kantoreipraxis bietet Möglichkeiten, am Kirchenlied und im alternatim mit ihm Klangkontrapunkte zu entwickeln, die weit in den Bereich neuer Musik hineinreichen und trotzdem – weil im reformatorischen Modell selber vorgegeben – völlig legitim bleiben. Dabei bedarf es keines Wortes, daß diese Dinge, gerade infolge ihrer Mitvollziehbarkeit durch die Gemeinde, einen hohen kulturpädagogischen Wert haben. Und schließlich gibt es eine beachtliche Literatur (an C. f.-Sätzen, Motetten, Kantaten und Orgelwerken), in der diese Potenzen des Cantus firmus bis ins unbedingt Autonome hinein weiterwirken. Jedenfalls wäre eine solche dem reformatorischen Modell entwachsene Evolution wichtiger und ehrlicher, ja sogar «erbaulicher» und vor allem viel «neuer» als ein «neues» Lied, das (schon vor seiner Niederschrift) entweder zu epigonaler Blässe oder zu Konsumhörigkeit verurteilt ist.

Ich selber habe ja auch versucht – um nochmals auf das «Choralwerk» zurückzukommen –, diese Potenzen des Kirchenliedes für eine Musik nutzbar zu machen, die Gebrauch und Progreß vereinigt. Leider wurde aber diese Absicht von den Berufskirchenmusikern nur wenig verstanden. (Rühmliche Ausnahmen bestätigen die Regel.) Die vor 30 Jahren geschriebenen Kantoreisätze appellierten schon damals an die (heute so vielbeschworene) «kreative Mitarbeit» der Interpreten. Aber schon diese einfachsten Dinge widersetzen sich – weil «autonom» geprägt – offensichtlich einer bürgerlichen Vereinnahmung, weshalb sie (das ist mir heute klar) ihren Sinn wohl nur bei künstlerischer Zielsetzung entfalten können. Ob und wann das kommt, weiß ich nicht; mit Sicherheit aber weiß ich, daß sie genau derselben Gesinnung sich verdanken wie heute ein «Patmos» oder «Tanah».

Selbstverständlich brauchen solche Praktiken, so sie effizient werden sollen, viel Durchblick, Mut, Können – und schließlich auch Geld. Wenn das Wohl und Wehe einer «wohlregulierten Kirchenmusik» den oft zwar wohlmeinenden, künstlerisch aber mehr oder weniger hilflosen Synoden und Kirchenvorständen überlassen bleibt, braucht man sich über den permanenten Substanzschwund nicht zu wundern. Niemand denkt heute in Fragen gottesdienstlicher Musik so säkular wie die Kirchen selber! Man kann Kirchenbehörden durchaus dazu bringen, eine sechsstellige Zahl zu einer säkular-privaten Schallplattenproduktion beizusteuern; der einzelne Kantor ebenderselben Kirche hat aber in der Praxis seinen «Solisten» Beträge anzubieten, für die noch nicht einmal eine Putzfrau einen Finger rühren würde.

Ob fürstliche Hofkapelle eines Lasso und Schütz oder Leipziger Stadtmusik eines Bach: gottesdienstliche Figuralmusik konnte noch nie anders leben als in der feudalen oder bürgerlichen Administration ihrer Zeit, und wenn diese versagte oder verfiel, dann blieb auch der Figuralmusik nur Verfall – oder Emigration. Wenn zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Kirchen ihre einstige «Kulturhoheit» verloren und an eine je nachdem staats- oder bürgerkirchliche Säkularität abtreten mußten, so ist schwer zu sagen, was hier Ursache und was Wirkung war. Sicher aber ist, daß diesen Prozessen keine grundsätzliche Ablehnung des Geistlichen an sich zugrunde lag, denn nicht nur in der Wiener Klassik, son-

dern bis weit in die Romantik und Spätromantik hinein entstanden immer wieder grandiose Werke, die zum Geistlichen ebenso eindeutig sich bekannten, wie sie von den Kirchen als «ungeeignet» (das heißt also ihnen «nicht-mehr-eigen») sich zu distanzieren hatten. Und selbst hier noch wirkte die perennierende Potenz des Kirchenliedes sich aus. Bachs Kantaten und Passionen hätten selbst in ihrer säkularen Nutzung niemals jene beispiellose Breitenwirkung finden können, wenn sie nicht vom Kirchenlied (und sei es für den Hörer auch nur noch passiv) durchsetzt wären: sogar in der homöopathischen Verdünnung des Säkularen behält das Figurale immer noch etwas von jener Nachvollziehbarkeit, die im melodisch-polyphonen Dualismus schon des reformatorischen Kirchenliedes angelegt ist. Das Kirchenlied stellt also auch heute noch – aller Verächtlichmachung unerachtet – eine statisch tragende Größe unserer Musikkultur dar, und wenn dieser Träger eines Tages vollends durchbrechen sollte, dann würde man sich baß verwundern, was für bedenkliche Folgen das für das kulturelle Gesamtgefüge hätte! (Auch die Differenz von «geistlich» und «kirchlich» übrigens läßt an solcher Säkularnutzung unmittelbar sich ablesen. Wenn heute bei «Kirchenfestspielen» die Matthäuspasion oder eine Bruckner-Messe gemacht werden, dann sind ohne weiteres 2000 Menschen da. Würde aber ein Priester an den Altar treten, um die Messe zu zelebrieren, dann blieben noch 200; und stiege gar ein Pfarrer auf die Kanzel, um die zwischen beiden Teilen der Passion ehemals übliche Predigt zu halten, dann wären höchstens noch 20 übrig).

Hier wurzelt übrigens auch, um das nebenbei zu sagen, die Legitimität der Orgel: das Doppelwesen des Kirchenliedes, nämlich Melos und Figuralität in einem zu sein, hat in der Begleitfunktion der Orgel und in ihrer figuralen Cantus firmus-Prädestination eine haargenaue Entsprechung. Die «Unwiderruflichkeit» der Orgel wurzelt keineswegs – wie die Konsumfunktionäre heute glauben machen wollen – in der Borniertheit gegenwartsblinder Historisten. Vielmehr ist die Orgel eine kulturhistorisch legitime, irreversible Größe *deshalb*, weil Apparat und Idee genau so zwingend sich entsprechen wie im Orchester Beethovens oder in der Klaviermusik Chopins. Das gewaltigste aller Orgelwerke, die Clavierübung III, besagt für alle Zeiten, daß ein *solcher* Cantus firmus *einzig und allein* an einer *solchen* Orgel durch Bachs Genialität eine *solche* Gestaltung finden konnte! Wer meint, eine kulturhistorische Tatsache solchen Gewichts mit ein bißchen Konsumstrategie abservieren zu können, macht sich nur lächerlich.

Leider bezeichnet die Orgel in ihrem Vulgärgebrauch nur zu oft das liturgische Elend des Kirchenliedes. Das ändert aber nichts daran, daß sie seit Bach (bei Brahms, Mendelssohn, Reger, Busoni, David usw.) auch den Glanz und die Größe des Kirchenliedes bis heute immer wieder mit Werken von überwältigender Gültigkeit bestätigt hat. Wenn die Kirchen ahnen würden, was hier auf dem Spiel steht, dann würden sie sich hüten, die Orgel, den Orgelbau und die Orgelkunst in der heutigen Weise vom Konsumterror destruieren zu lassen! Nicht wir «Historisten» sind weltblind, sondern der Konsum macht offensichtlich geistblind!

Allerdings kann man den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun. Wenn die Kirchen je wieder zu kreativen Kräften und Prozessen kommen wollten, dann wäre

das erste *nicht*, nach dem Creator spiritus zu rufen! Der erste Schritt müßte vielmehr *darin* bestehen, das durch Verbürgerlichung Verlorene in den Raum der Kirche zurückzuholen und *die emigrierte geistliche Musik zu repatriieren!* Auf *dieser* Basis erst könnte dann über alles weitere mit Aussicht auf Erfolg gesprochen werden. Aber wie die Adler sich verziehen, wo Autos und Landmaschinen lärmen, so verziehen sich die Künstler, wenn sie die kirchenbürgerliche Nützlichkeitsapparatur klappern hören. Deshalb wird, zumindest vorläufig, nur wenig sich ändern. –

Ich bin diesen ans Kirchenlied gerichteten und ihm entspringenden Sachfragen wenigstens andeutungsweise nachgegangen in der Hoffnung, daß damit auch für die folgenden Tendenzfragen schon eine gewisse Umgrenzung gegeben sein möge.

5.

Wie fragwürdig die Vokabel «neu» sein kann, wird kaum irgendwo so deutlich, wie wenn vom «neuen Lied» gesprochen wird, denn so ziemlich alles, was zwischen klassischem Kirchenlied und Schnulze überhaupt denkbar ist, erhebt Anspruch auf dieses Etikett. Daß sehr vieles an diesem «neuen Lied» *nicht* «neu», sondern von den verschiedensten (und oft fragwürdigsten) Remiszenzen geprägt ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Meine an reinliche Definition gewöhnte Feder sträubt sich deshalb geradezu, mit einem derart diffusen Begriff überhaupt zu arbeiten. Trotzdem will ich der Einfachheit halber bei diesem Ausdruck bleiben, betone aber ausdrücklich, daß ich schon in diesem Verbalzwang genau jenen Konsumgeist wirksam sehe, gegen den ich mich im folgenden aufs entschiedenste zu wenden habe. Und man wird wohl kaum von mir erwarten, daß ich hier mit andern Kriterien arbeiten könnte als denjenigen, die ich im Vorhergehenden – vielleicht nicht ganz unnützerweise – aufs Kirchenlied anzuwenden versuchte.

Zunächst bedarf der Begriff des «Konsums», der bereits mehrfach gestreift wurde, noch einer gewissen Verdeutlichung, denn er stellt zweifellos eine der gefährlichsten, aber auch bestgetarnten Destruktionen unserer Zeit dar.

Im säkularen Bereich sind bisher – um in der Sprache der Gema zu reden – die Bereiche von E- und U-Musik reinlich getrennt geblieben; weder kümmerte ein Männerchor sich um Probleme des Sinfoniekonzerts noch ein Mandolinenklub um diejenigen einer Jazzband oder eines Oratorienvereins. Demgegenüber wird heute nun ausgerechnet die Kirche gleichsam zum Schlachtfeld, auf dem das in Kirchenlied und -musik Beschlossene mit den allseitig anbrandenden Konsumprinzipien sich auseinanderzusetzen hat. (Dabei dürfte die Kirche, wie aus dem Gesagten sich entnehmen läßt, hierfür am allerwenigsten gerüstet sein.) –

Es versteht sich von selbst, daß die Grundbedürfnisse des menschlichen Lebens (an Nahrung, Kleidung, Wohnung und Arbeit) auf einer übervölkerten Erde nur mit Hilfe der Technik befriedigt werden können. Das Verhängnis liegt nur darin, daß eben diese Technik auch sehr bedenkliche Auswirkungen hat, nämlich:

a) Sie kommt den Menschen in so unterschiedlichem Maß zugute, daß sie, aufs Ganze gesehen, die sozialen Spannungen eher vergrößert als verringert. (Die Reichen werden immer reicher und die Armen immer ärmer.)

b) Sie hat die Tendenz, auf der Basis solcher Ungerechtigkeit sich zu autonomisieren; damit züchtet sie für die Besitzenden um so aufwendigere Luxusbedürfnisse, je mehr sie den Habenichtsen ihre Grundbedürfnisse verweigert.

c) Sie fußt auf einem Raubbau an den Gütern der Erde, der kein gutes Ende nehmen kann.

d) Mit ihren nicht mehr zu bewältigenden Rückständen an Müll und Gift wendet sie sich letzten Endes genau *gegen* jene humanen Grundbedürfnisse, denen zu dienen ihre erste Aufgabe gewesen wäre.

Konsum ist also, mit einem Satz gesagt, *der Zwang zu Vergeudung auf Kosten der Mitmenschlichkeit!* Er ist deshalb immer inhuman und repressiv insofern, als er nicht die Technologie dem humanen Interesse, sondern umgekehrt das Humane den technischen Interessen brutal unterwirft. (In der Tatsache allerdings, daß diese Konsumfront quer durch alle politischen Fronten und Systeme verläuft, liegt vielleicht eine gewisse Hoffnung für die Zukunft. Aus ihr wäre nämlich zu entnehmen, daß das Kernproblem nicht im Verhältnis von Mensch und System, sondern in demjenigen von Mensch und Besitz liegt. Das Gespräch Jesu mit dem reichen Jüngling bezeichnet das sehr genau. Sogar der Kommunismus ist «romantisch» insofern, als er ein ideologisches Märchen von gestern zur Basis einer Waren-Welt von heute zu machen versucht.)

All das ist, wie in zunehmendem Maß sich zeigt, schon gefährlich genug, wenn es in diesem Bereich von «Ware» und «Warencharakter» sich abspielt. Aber das Repressive des Konsums offenbart sich nun genau darin, daß er nicht nur materielle, sondern ebenso auch geistige Güter diesen Prinzipien der Verwertung, Vermarktung und Ausbeutung zu unterwerfen trachtet: «Kultur» ist der Bereich des (noch) gescheiterten, «Subkultur» derjenige des siegenden Konsumterrors! (Wobei auch der Ausdruck «Subkultur» bereits wieder eine typische Konsumlüge darstellt; er spiegelt rein phonetisch eine Zugehörigkeit zu «Kultur» vor, während er in Wahrheit die Negation und Liquidation von Kultur meint! Auch hier aber will ich diesen Ausdruck zwecks Vermeidung weiterer Komplikationen beibehalten.)

Submusik ist der musikalische Sektor von Subkultur. Die Erscheinungsformen der Submusik sind heute in den Massenmedien, im öffentlichen Leben, ja sogar in der Arbeitswelt derart allgegenwärtig, daß genau das eintritt, was die Produzenten wollen: die Reizüberflutung ist so komplett, daß nach den Hintergründen, Hintermännern und Mechanismen solcher Terrorisierung überhaupt nicht mehr gefragt wird!

In der deutschen Schallplattenproduktion entfallen zurzeit 93 % auf Schlager- und Popmusik, wobei 88 % der Käufer dieser Sparte Jugendliche sind. Über eine Milliarde DM wird in diesem Sektor nicht etwa umgesetzt, sondern *verdient*. Im Rundfunk kostet eine Sendeminute U-Musik DM 26.–, im Fernsehen hingegen DM 3949.–; das Fernsehen gibt also pro Minute 140mal mehr aus als der Hörfunk.

Deshalb erreicht der Rundfunk auch mit 18 % seiner Gesamtausgaben ein Sendevolumen von 33 %, während das Fernsehen mit 12 % vom Gesamt nur auf knapp 3 % des Volumens kommt. Es ist deshalb ganz nüchtern festzustellen, daß die Musik im Bereich der Subkultur zum weitaus vorrangigsten aller Ausbeutungsobjekte geworden ist! (Die Jugend bildete sich ein, in «Hair» ihre Musik gefunden zu haben, während die Hintermänner – mit weißer Weste selbstverständlich – alle 10 Tage eine Million DM kassierten.)

Genau dieselben Repressionen also, die das Wesen der Konsumwirtschaft ausmachen, werden hier ins Psychische übertragen: dem Verbraucher wird «konsumgerechtes» Verhalten unterschwellig aufgezwungen, und er darf sich dann als König fühlen, während er im Namen von «Freiheit» und unter Vorspiegelung «besseren Lebens» sowohl materiell wie moralisch nach allen Regeln der Kunst ausgebeutet wird.

Die Submusik weist in den verschiedensten Kombinationen alle erdenklichen Züge auf; solche kulinarischer, sportiver, religiöser, somatischer, narkotischer, sexueller, psychodelischer, aber auch brachialer, exzessiver und brutaler Art: indem sie alles bringt, bringt sie allen etwas! Konsumfördernde Qualitäten (also die neueste Masche, technische Perfektion des Arrangements usw.) sind selbstverständlich erwünscht; konsumfremde Qualitäten hingegen (die auch vorkommen!) werden nur in jenem Prozentsatz geduldet, der den Verschleißzwang auf keinen Fall unterbricht oder gar aufhebt. In dem Moment, wo einer die Grenze vom U zum E – das heißt vom Kollektivsound zum Ichklang – überschreiten wollte, wäre er erledigt. Daß eine unterschwellig-totale Assimilierbarkeit in jedem Fall garantiert ist: *das* ist oberstes Gesetz. Erlaubt ist *alles*, was dem Produzenten gefällt, *weil* es dem Kunden gefällt!

Wie die genannten Zahlen zeigen, wenden alle diese Submusik-Konsumlügen zuvorderst sich an einen pubertären, juvenilen Erlebnisbereich. Dementsprechend sind auch in der Kirche die Fragen des Neuen Liedes – bei dieser Schreibweise will ich im folgenden bleiben – fast ausschließlich eine Angelegenheit der Jugend, das heißt also Wunschbilder einer von Submusik bestimmten, pubertären Lebensphase. Das ist ein kleiner Trost insofern, als viele dieser Illusionssymptome noch vor dem 30. Lebensjahr wieder abklingen. Eine Menge dieser juvenilen Meinungen, Praktiken, Be- und Verurteilungen wäre ja auch schlechthin unerträglich, wenn man sie als «ausgewachsen» zu nehmen hätte. Zählt man das hingegen zu jenen Irrungen und Wirrungen, die das Vorrecht der Jugend sind, dann läßt sich schon eher darüber reden. Nur sollte man dabei die Kehrseite dieser Prozesse nicht unterschätzen: jene herrlichen Jahre nämlich, die allein einer Ausgestaltung der psychischen, ethischen, geistigen und künstlerischen Individualität dienen könnten, gehen in zahllosen Fällen an den Verschleiß mit mehr oder weniger hoher Punktzahl, ja nicht selten mit k. o. verloren!

In der Dokumentation «Warum neue religiöse Lieder?» hat Günther Hegele eine Bilanz seiner Tutzinger Versuche gegeben, und zwar in so sympathisch-bescheidener Weise, daß es mir geradezu leid tut, ihm da und dort widersprechen

zu müssen. Aber das Neue Lied wurde nun einmal, wenn man so sagen darf, zur Angriffsspitze der «Neuen Linken» gegen Kirchenlied und Kirchenmusik, und es schiene mir doch irgendwie unfair, dieser Konfrontierung aus Gründen persönlicher Rücksichtnahme auszuweichen.

Das, was heute als Neues Lied verhandelt wird, ist zum allergrößten Teil initiiert von Vor- und Wunschbildern der kommerziellen Submusik. (Vom kleinen Rest spreche ich hernach.) Bei keiner einzigen der Stimmen aber, die ich bislang zu diesem Fragenkomplex kennenlernte, wird dieser ausbeuterisch-katastrophale Hintergrund des Submusikkomplexes auch nur erwähnt! (Einzig Walter Blankenburg spricht einmal in einem Nebensatz davon, daß die Submusik «in das gegenwärtige Wirtschafts- und Geschäftsleben verwickelt sei».)

Wenn irgendwo ein junger Mensch oder ein Team ein Neues Lied macht oder in einen Jugendgottesdienst einbaut, dann unterstelle ich ihnen selbstverständlich nicht, damit kommerzieller Nutznießer der Submusik zu sein. (Die meisten wären sowohl musikalisch wie kommerziell auch gar nicht gewitzt genug, in dieser Profit-Mafia sich durchzusetzen!) Ebenso wenig erwarte ich, daß junge Leute diesen Ausbeutungsmechanismus der Submusik ohne weiteres durchschauen könnten. (Das wäre Sache von Elternhaus, Schule und Kirche, die aber diesen Dingen meist ebenso hilflos gegenüberstehen.) Mit allem Nachdruck aber ist festzustellen, daß *die Leitbilder* des Neuen Liedes fast ausschließlich der Konsum-Submusik entlehnt sind und deshalb keinesfalls so selbstverständlich und harmlos adaptiert werden können, wie man uns heute allenthalben glauben machen möchte! «Wes Geistes Kind» die Wunschträume sind: *das* ist doch die Frage!

Im Grund haben wir es hier mit ähnlichen Problemen zu tun, wie sie in der zweiten Hälfte des letzten und zu Beginn unseres Jahrhunderts mit den Erwekungsbewegungen auftauchten. Auch damals gab es eine Liedflut, die zweifellos ein *sehr* «abgesunkenes Kulturgut» darstellte, und an ihren Millionenauflagen wurde gewiß auch verdient. Dennoch fehlte (und das ist der typische Unterschied!) jener Unterton von terroristischem Konsumdruck, der heute allüberall so bedrohlich sich aufheizt. Deshalb sind damals auch Kirchen, Freikirchen und Sekten – zumindest in punkto Lied! – recht gut miteinander ausgekommen, denn es wäre niemand eingefallen, die «offizielle Kirchenmusik» etwa von den «Reichsliedern» oder von der «Missionsharfe» her in Frage stellen zu wollen. Das Penetrant-Provokative, dessen die Konsumideologie heute sich bedient, fehlte vollständig.

Die theologischen Begründungen nun, die in Hegeles Dokumentation für das Neue Lied gegeben werden, scheinen mir höchst anfechtbar zu sein. Jene «genotypische Schwelle» nämlich (die Kirche und Kultur unlöslich verschmolz) kann der Einzelne genauso wenig aufheben wie ein Texter oder Melodist die genotypische Konsumschwelle (die das Neue Lied an die Submusik kettet). Es ist doch geradezu kindlich, das Institutionelle mit dem Weglassen von Talar oder Lutherübersetzung aufgehoben zu wännen; und nicht weniger naiv ist es, sich einzubilden, daß ein «geistlicher Zweck» die dämonische Omnipotenz von Konsumideologie beugen oder gar heiligen könne! Deshalb handelt es sich auch *nicht* um ein «unbefangenes Neu-

machenwollen der Anfangenden»; es *ist* nicht «unbefangen», sondern *bleibt* theologisch befangen im Institutionellen und es *ist* musikalisch befangen in Konsumdestruktion! Unbefangen könnte es nur sein, wenn es außerhalb von «Kirche» läge, – aber dann ginge es uns hier nichts mehr an.

Bei Hegele sagt ein Theologe: «Es bedeutet eine Verachtung der Menschwerdung Gottes, wenn man das Evangelium an die Ausdrucksformen einer ganz bestimmten Bildungsschicht bindet.» Als ob das Evangelium nicht genauso an eine bestimmte Bildungs(!)schicht gebunden würde, wenn man es an die Konsumdestruktion ausliefert! Man würde mich und Hunderttausende denkender Mitteleuropäer nie mehr in einer Kirche sehen, wenn das «Evangelium» auf eine von Bildzeitung und Schnulze geprägte «Bildungsschicht» verpflichtet würde! (Mir scheint eher, daß das Evangelium hier für Tatbestände von Bildungsnotstand herhalten muß, mit denen man es lieber nicht verquicken sollte.) Es mag ja sein, daß der religiöse Schlager manche Leute an dem Ort «abholt», an dem sie sich befinden; es fragt sich nur, *wohin*: ganz gewiß nicht zu «Kirche», sondern günstigstenfalls zu einer «religiösen Party»! Wenn von solchen Dingen «auf theologischer Ebene» gesprochen wird, so ist auch das bereits ein Erfolg des Konsums insofern, als es dessen Omnipotenz «christlich» verschleiern hilft.

Auch Hegele sieht die Gefahr, daß «Religion und Unterhaltung verwechselt wird», daß im Kontakt mit der Vermarktungsindustrie «problematische Mischungen» und «gefährliche Überfremdungen» für das Neue Lied sich ergeben; er sieht nur nicht, daß in den Klauen der Konsumkatze das Schicksal des religiösen Mäusleins von vornherein besiegelt ist! Es ist deshalb deutlicher zu sagen: die genüßlich aufbereiteten Konsumgewohnheiten und Konsumlügen sollen ganz einfach ins Religiöse hinein *fortgesetzt* werden, und es ist dann absolut folgerichtig, wenn am Ende die Person Jesu selber auch vollends als «Superstar» vermarktet wird!

Ein paar Sätze noch zu Negrospiritual und Jazz, die ja für viele Befürworter des Neuen Liedes immer noch eine Art Idol darstellen. – Hier handelt es sich – so möchte ich fast sagen – um die einzigen legitimen Formen von Submusik insofern, als sie von durchaus «subhumanen» Tatbeständen sich herleiten. Ich hörte vor Jahrzehnten einmal uralte Platten mit echtem Harlemer Jazz; dabei hat mir diese Arme-Leute-Musik in ihrer absoluten Verlorenheit und Hoffnungslosigkeit einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Aber es wurde mir auch klar, daß etwas (in rassischer, geschichtlicher und sozialer Hinsicht) an derart spezielle Voraussetzungen Gebundenes niemals auf andere (und gar auf kirchenbürgerliche) Kulturverhältnisse übertragen werden kann. Ein domestizierter oder gar kommerzialisierter Jazz jedenfalls hat mit dem ursprünglichen Sinn noch so viel zu tun wie etwa ein bei den Hutus oder Dinkas als Touristenattraktion gegen Dollars vorgeführter Opfertanz! Wenn bei Hegele der Jazz (S. 28) deklariert wird als eine weder geistliche noch weltliche, sondern «ganzheitliche» Musik, durch die der Alltag geformt sei und die infolgedessen auch gottesdienstliches Recht habe, so wird man nach allem Gesagten diese Schlüssigkeit sowohl psychologisch wie soziologisch doch wohl bezweifeln dürfen.

Ich glaube, daß uns der Jazz sehr viel zu sagen hat, nur: – jene Konsumformen, die im Zusammenhang Neues Lied diskutiert werden, sind theologisch untragbar (*nicht*, weil sie Jazz, sondern weil sie *Konsum* sind!); jene artistische Assimilierung hinwiederum, die für die Neue Musik (von Debussy bis heute) als höchst anregend sich erwies, berührt mit ihren Ergebnissen zwar unsere Figuralität, kaum aber das Gemeindelied.

Vom Spiritual gilt im Grund dasselbe. Die naiv-bewegende Art, mit der es teils alttestamentliche, teils apokalyptische Bilder übernimmt und ausformt, kann von uns weder theologisch noch psychologisch noch soziologisch übernommen werden (weshalb auch die Übersetzungen fast ausnahmslos peinlich wirken). Eine Paradies-szene wie

«Stahlst wohl meine Äpfel fort?»

«Nein, o Herr, ich glaub, es war die Eva dort»

ist zwar höchst amüsant, nur meine ich: in der Bewältigung solcher Bewußtseinsstufen kann man vielleicht ein folkloristisches oder pädagogisches Problem sehen, wohl kaum aber ein solches von Neuem Lied (oder gar Gemeindelied). Wenn es bei Hegele einmal heißt (S. 44), daß «eigenartigerweise» nicht die Kirchen, sondern die Schlagertexter und -produzenten zuerst für das Spiritual sich interessiert hätten, so finde ich das keineswegs «eigenartig», sondern absolut selbstverständlich (weil nämlich der Weg vom Sprach- und Tonmaterial des Spirituals zum Konsum weit- aus kürzer und einfacher ist als derjenige zur Kultur). Bei allem Respekt also, die Jazz und Spiritual zu zollen wären, kann man sagen, daß die im Zusammenhang Neues Lied diskutierten Konsumformen dieser Dinge weder zum Original noch zu unserer heutigen Fragestellung einen einwandfreien Bezug haben.

Der obenerwähnte Satz R. A. Schröders betreffend die kanonischen Themen- und Formensetzung des Kirchenliedes gilt letztlich auch vom Neuen Lied (nur auf viel primitiverer Ebene): an geistig oder geistlich wirklich «Neuem» wird im Grund so gut wie nichts gesagt; der Bezug zum Institutionellen bleibt praktisch unverändert, und nur das Vokabular erfährt eine gewisse pseudo-aktuelle, journalistische Aufladung. Ein starker Drang zu persönlicher Aussage, zu Selbstdarstellung und Selbstbestätigung mag zwar vorhanden sein, kann aber nur quantitativ und kaum qualitativ sich aussprechen – weil nämlich Freiheit nicht in Formen zu verwirklichen ist, die auf Verweigerung von Freiheit beruhen!

In der Dokumentation beklagt Blankenburg (S. 61) die «Zweigleisigkeit», den Bruch kirchlichen Singens; mir scheint eher, daß sie lebhaft zu begrüßen sind. Wenn jemand glaubt, ein «Glaubenserlebnis», eine «Bekehrung», ein «Getroffen-sein» singend bekennen zu müssen, dann möchte ich ihn daran – allein schon des Grundgesetzes wegen – nicht hindern. Aber ich begrüße es, wenn er das in einer religiösen Privatform tun kann, die dann außerhalb von Kultur und *deswegen* dann auch außerhalb von Kirchenlied und -musik liegt. Die Zweigleisigkeit ermöglicht genau jenes «schiedlich-friedlich», das meines Erachtens wenigstens die unterste Stufe kirchlichen Anstandes bilden sollte.

Wenn Jugend unter sich das erproben will, was sie kurzschlüssig unter «aktuell» oder «modern» versteht, dann mag sie es tun. Aber ein Arzt oder ein Physiker oder eine Studienrätin könnten ja schließlich auch zur «Gemeinde» gehören; solchen Menschen aber in Form mancher Neuer Lieder den Mitvollzug von Infantil-, Pubertär- und Konsumformen zumuten zu wollen, wäre ebenso geschmacklos wie autoritär! Auf jeden Fall würde die Kirche mit solchen Verfahren weitaus mehr verlieren als gewinnen. Wer nämlich Kultur eintauscht gegen Konsum, erntet sowohl im Großen wie im Kleinen immer nur Müll und nochmals Müll!

Im Grund wäre also gegen die Submusik – solange sie auf säkularem, massengesellschaftlichem Parkett bliebe – nicht allzuviel einzuwenden. Heute aber kündigen bereits Stimmen sich an, die den Musiker in der Kirche auf solche Musik (mit Hitparaden, Workshops usw.) *verpflichtet* wissen wollen, und *das* signalisiert doch wohl Gefährlicheres! Wenn nämlich das Pubertäre zur *Wertskala* für Geistiges sich erhebt, wenn die Konsumdestruktion zur *Norm* sich aufwirft und autoritär die *Führung* beansprucht, dann ist das eben die beginnende Terrorisierung der Idee durch Ideologie, das heißt es sind, genau gesagt, faschistoide Züge! Ob Kultur aber (wie bei Hitler) durch eine aus Verelendung erwachsene Ideologie oder (wie heute) durch eine in Vergeudung wurzelnde liquidiert wird: das ist nur die Wahl zwischen Strick und Gift! (Zu dieser Feststellung fühle ich mich deshalb berechtigt, weil ich das unter Hitler *Erlebte* sehr wohl zu vergleichen weiß mit den Empfindungen, die der heutige Konsumfaschismus in mir auslöst.) Es ist in der Tat so, daß nichts so autoritär ist wie das «Antiautoritäre»!

Ein paar Worte noch zu dem obenerwähnten Rest an konsumunabhängigen Versuchen. Sie können durchaus – wie zum Beispiel bei H. W. Zimmermann oder Paul E. Ruppel – auch auf dem Boden der gegebenen Substanzen gemacht werden. Im Gegenüber zum historischen und im Gleichklang zum zeitgenössischen Bestand dürften sie am ehesten noch eine Chance auf Integration ins Ganze haben. Aber damit zählen sie im Grund nicht mehr zum Neuen Lied, sondern zu den bereits benannten reformatorisch-legitimen Ausgestaltungen von Melos und Figuralität. Alles, was hier mit neuen Skalen und Techniken, mit Zwölfton und neuer Klanglichkeit versucht werden kann und muß, gehört zu den Problemen der Neuen Musik und kann deshalb nur nach den hier gültigen Kriterien künstlerisch (und dann vielleicht auch gemeindlich) sich bewähren.

Von der Sprache dürfte Ähnliches gelten. Es mag sein, daß eine «avantgardistische» Theologie, wie einmal gesagt wurde, ihren «Wortanwalt» noch nicht gefunden hat. Wenn sie ihn aber finden sollte, dann dürfte er wohl kaum konsuminfizierter Sprachformen sich bedienen, denn damit wäre sein Anliegen bereits im Entwurf destruiert! Fände eine solche Theologie aber autonome Sprachformen, dann wäre das doch wohl «Dichtung», die aber notwendigerweise (wie ebenfalls schon gezeigt) jenseits des gemeindlich und bürgerlich Nachvollziehbaren liegen müßte. –

Auch Kultur und Konsum beinhalten also, wie alle Antinomien unserer Zeit, zuallererst das Problem der Freiheit. Und von dieser zu wählenden Freiheit wird

letztlich genau das gelten, was Brecht in den «Sieben Todsünden» die Schwester zur Schwester so ergreifend sagen läßt:

Schwester, wir alle sind frei geboren,
und wie es uns gefällt, können wir gehen im Licht.
Also gehen aufrecht im Triumph die Toren,
aber wohin sie gehen, das wissen sie nicht.

Schwester, folg mir, du wirst sehen, am Ende
gehst im Triumph du aus allem hervor.
Sie aber stehen, o schreckliche Wende,
zitternd im Nichts vor geschlossenem Tor.

6.

Diese Arbeit trägt mit vollem Bedacht den Untertitel «Versuch einer Analyse»; damit sollte von vornherein klargestellt sein, daß es mir (sowohl im historischen wie im heutigen Bereich) nicht um eine Kritik irgendwelcher Details, sondern vielmehr um die Erhellung grundsätzlicher Zusammenhänge ging. In den traditionsreichen Formen von Kirchenlied und -musik scheint vieles so selbstverständlich-eingeschliffen, daß man darüber die grundsätzlichen Wahrheitsfragen nur zu leicht vergißt; dabei werden an ihnen (so man sie unbefangen zu stellen versucht) sowohl die auf dem Spiel stehenden Werte wie auch deren Probleme und Gefährdungen in besonderer Weise evident.

Deshalb habe ich eingangs auch so deutlich darauf verwiesen, daß ich Entmythologisierung und Aufklärung für legale Formen geistiger Entfaltung halte. Wir sollten nicht vergessen, daß Luther ein Zeitgenosse sowohl des Nikolaus Kopernikus wie auch des Michelangelo Buonarotti war. Mit diesen zwei Namen wurde aber, auch wenn die Zeitgenossen das nicht begriffen, die Schwelle zur Neuzeit und damit zu einem grundlegend veränderten Welt- und Menschenbild überschritten. Kopernikus hat das geozentrisch-ptolemäische Weltbild der mittelalterlichen Kirche definitiv entthront, indem er bewies, daß nicht irgendeine theologisch-dogmatische Spekulation, sondern allein der exakt forschende Menscheng Geist Strukturen des Weltalls zu erhellen vermag. Und Michelangelo schließlich ist der Inbegriff jener «Renaissance», die alle Freiheit und Größe des autonomen Subjekts aus genau jener Antike wiedergeboren sah, die von der Kirche so grausam ausgelöscht worden war. Mit diesen zwei Axiomen aber, dem eines naturwissenschaftlichen Weltbildes und dem des autonomen Subjekts, wurden nicht nur für alles Kommende, sondern auch für alles Gewesene neue, bis dahin nicht existente Kriterien geschaffen. Und gerade heute, inmitten eines babylonisch-pluralistischen Meinungschaos, scheint es mir nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten, alle verfügbaren Mittel der Klärung und Aufklärung für eine neue, bessere Ordnung einzusetzen.

Die Fragen des deutschsprachigen Kirchenliedes sind, wie ich eingangs sagte, aufs Ganze der Musik gesehen nur ein winziger Teilbereich. Das ändert aber nichts daran, daß die erwähnten, aus dem Kirchenlied erwachsenen Großformen ein Stück Weltmusik geworden sind; das Verhängnis liegt nur darin, daß eben diese Formen größtenteils aus der Kirche emigrieren mußten. Jene Auseinandersetzung also von Kultur und Konsum, die, im säkulären Raum «liberalisiert», sich abspielt (das heißt in einem Nebeneinander), ist im kirchlichen Raum – und zwar bei *fehlender* emigrierter Kultur – notwendigerweise «liturgisiert», das heißt auf *einen* gemeinsamen «Dienstraum» verwiesen. Das bedeutet aber, daß ein durch Kultur-emigration *geschwächter* Organismus einer massiven Konsum*immigration* ausgesetzt ist. Und man kann heute schon mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß der Organismus diesem Ansturm der Konsumvirulenz erliegen wird, wenn er nicht – in letzter Stunde – durch Repatriierung des Emigrierten eine wesentliche Regeneration erfährt. –

Noch aber hat die Kirche die Möglichkeit, auf das sich zu besinnen, was sie als Kultur ist und was auf ihrem Boden und in ihrem Wesen als Kultur sich gestaltete. Es ist ihr legitimes Recht und ihre Aufgabe, alle historischen Ausformungen des Kirchenliedes (einschließlich aller davon inspirierten Klangmittel) sich zu integrieren. Und es wäre ihre Pflicht, alle jene «neue Musik», mit der eine wesentliche Aktualisierung des Kirchenliedes bereits vollzogen ist, vielmals intensiver als bisher in ihre Praxis einzubeziehen!

Wenn man uns glauben machen will, daß die *ganze* Jugend nur Konsum und nichts anderes wolle, so ist auch das eine Konsumlüge. Es gibt glücklicherweise immer noch und immer wieder junge Menschen, die ganz gewiß nicht für kirchliches Gehabe, sehr wohl aber für die geistige und künstlerische Aktualität von alter und neuer Kirchenmusik zu begeistern sind. Voraussetzung ist nur, daß die künstlerische Ausstrahlung des Kirchenmusikers – als des eigentlichen Sachwalters dieser Materie – gegen alle kirchenbürgerlichen Verkürzungen ebenso wie gegen diejenigen des Konsums sich durchzusetzen vermag. –

Die Auseinandersetzung mit den Submusikformen mag, vordergründig gesehen, zwar notwendig sein (deshalb zolle ich ihr auch den Tribut dieser Arbeit). Aber im Hinblick auf die Substanzen, auf die eigentlichen Probleme der avancierten Musik von heute sind das alles Fragen von vorgestern, und der Kirchenmusiker hätte wahrlich Wichtigeres zu tun, als hier mit der Taktik und Praktik gerissener Konsumstrategen sich zu balgen! Die Submusik hat heute – das muß einmal deutlich ausgesprochen werden – weithin *Drogen*charakter angenommen und zeitigt deshalb auch die entsprechenden Symptome, nämlich eine auffallende Verengung und Verarmung des physischen, psychischen und geistigen Erlebnisses. Das Ansinnen jedenfalls, 500 Jahre Kirchenlied und herrlichster Kirchenliedmusik mit Konsumidolen überhaupt messen zu sollen, ließe anders als aus solchen Persönlichkeitschädigungen wohl kaum sich erklären.

Musik ist die Gestaltung von Freiheit; aber ihr Paradigmatisches liegt darin, daß sie – sofern sie glaubhaft bleiben will – Freiheit nicht zu *postulieren*, sondern in sich

selbst, in ihren Wesens- und Materialstrukturen zu *realisieren* hat! Und deshalb ist Musik auch ein Symbol des Friedens: *nicht* weil sie von Frieden redet (das tun alle!), sondern weil ihre Freiheit die *Voraussetzung* von Frieden beinhaltet, nämlich die Freiheit *des andern*! (Man sollte sich einmal klarmachen, daß große Musik so ziemlich das einzige ist, das heute über allen politischen, wirtschaftlichen und ideologischen Kämpfen unserer Welt – von New York bis Tokio, von Kapstadt bis Leningrad – noch eine «unbestrittene» Gültigkeit sich bewahren konnte! Das ist kein leerer Wahn. Sogar das Religiöse selber könnte höchstens noch in einer existentiellen, niemals aber in einer dogmatischen Form einen solchen Grad von «Verbindlichkeit» gewinnen.)

Stefan Zweig hat einmal gesagt, daß es Stellen auf der Erde gäbe, an denen noch kein Blut geflossen ist, und ich glaube in der Tat, daß die Kirchenmusik zu diesen Stellen zählt und darin ihre «Gewaltlosigkeit» bekundet. Wenn heute selbst die Russen die h-moll-Messe sich anhören, dann ganz gewiß nicht, weil sie das Nicänum unterschreiben wollten! Aber sie fühlen und respektieren offensichtlich die Tatsache, daß in dieser Musik selbst ein (blutbeflecktes) Nicänum zu Frieden und Freude werden konnte. In diesem Sinn war Kirchenmusik schon immer eine Art Absolution für die Sünden des Systems, und wir wollen hoffen, daß sie das auch in Zukunft bleiben kann.

Es ist leicht, zu singen «Verleih uns Frieden gnädiglich» – aber es ist sehr schwer, es *so* zu singen, daß es nicht nur von Frieden spricht, sondern in sich selbst Frieden bedeutet! Jedes institutionelle Dogma impliziert immer ein gewisses Moment an Gewalt, und an diesem Moment können Kirchenlied und -musik nur *dadurch* unschuldig werden, daß sie als Kultur sich einbekennen; dann erst verwirklichen sie jene Freiheit, die auch die Freiheit des andern meint!

Wir wissen nur zu gut, daß selbst die edelste Musik weder Frieden stiften noch der Inhumanität des Konsums wehren kann. Aber ein Zeichen, ein Werkzeug des Friedens immerhin ist sie dann, wenn sie in sich selbst auf Gewalt verzichtet und inhumaner Ideologie nicht sich beugt. Lied und Musik der Kirche meinen Besseres als jenes «bessere Leben», von dem der Wohlstandswesten widerhallt (das aber letztlich doch nur neue Zwänge bringt): als Zeichen und Stimme des Friedens rufen sie vielmehr zu jenem «besseren Geben», das allein die Leiden der Welt zu lindern vermag.